

Hans Wocken

Ahrbeck: Ein bisschen Inklusion

Eine verärgerte Antikritik des Buches „Inklusion – eine Kritik“ von Bernd Ahrbeck

Eigentlich wäre das neue Buch von Bernd Ahrbeck: „Inklusion – eine Kritik“ keiner besonderen Aufmerksamkeit wert. Es ist langweilig, informationsarm und missmutig. Warum sollte man dergleichen überhaupt lesen? Ich habe es aus lauter Pflichtgefühl gelesen, und das mit zunehmendem Verdruss.

Was macht ein Autor, dem die Argumente gegen Inklusion ausgegangen sind? Ahrbeck erfindet in dieser unerfreulichen Lage eine neue Literaturgattung, die man mit einigem Wohlwollen auch Diskursanalyse nennen könnte. Der Autor durchkämmt die aktuellen Beiträge zur Inklusionsdebatte und spießt bei den prononcierten Pro- und Contra-Vertretern markante Sätze auf. Diese werden dann im Falle einer Contra-Position weidlich ausgekostet, im Falle einer Pro-Position kritisch abgearbeitet. Ein bunter Strauß von inklusionspolitischen und –pädagogischen Positionen wird dann um subjektive Meinungen des Autors angereichert. Ein Meinungsspektakel, das ist der ganze Inhalt des Buches. Weit und breit keine neuen Themen, keine neuen Kontroversen, keine neuen Problemfelder, keine neuen Tatsachen, nichts, was nicht schon längst aus dem Vorgängerbuch „Umgang mit Behinderung“ bekannt wäre. Es sind Nachhutgefechte, die noch einmal hinlänglich Bekanntes neu aufwärmen.

Das Buch enthält in der Tat nichts Neues, was in den wogenden Inklusionsdebatten in den vielfältigsten Varianten nicht schon zur Sprache gekommen wäre. Es gibt nicht ein einziges Kapitel, das man etwa Studierenden als informative Basislektüre empfehlen könnte. Es gibt nicht ein einziges Kapitel, aus dem Lehrerinnen und Lehrer erfahren könnten, wie inklusiver Unterricht geht. Es gibt nicht ein einziges Kapitel, das gute Ratschläge für Politiker oder engagierte Bürger enthielte, was denn nun wirklich zu tun sei. Das Buch brilliert durch eine völlige Abstinenz an Ratschlägen, Perspektiven oder Plänen. Wie so manche sog. „Aktionspläne“ mancher Bundesländer so auch hier: Keine Ziele, keine Zahlen, keine Schritte, keine Empfehlungen, keine Maßnahmen, keine Konzepte. Einfach nichts. Zu gerne wüsste man etwa, welche Behinderungsarten inkludierbar sind und welche nicht. Oder auch: Sollen alle Sonderschularten erhalten bleiben und in welchem Umfang? Und schließlich darf man auch eine Antwort erwarten auf die zentrale Frage, was unter einem inklusiven Bildungssystem zu verstehen ist. Immer, wenn es eigentlich konkret werden sollte, hüllt sich der Autor in Schweigen.

Die Inklusionskritik ist darauf aus, den Begriff „Inklusion“ restlos zu entleeren: Alles ist inklusiv! Auch die Schule für Erziehungshilfe versteht sich, dem Vorschlag eines Fachvertreters zufolge (31), als inklusiv. Die separierte

Unterrichtung von Schülern mit Behinderungen in Sonderschulen ist auch für Ahrbeck nicht „Exklusion in Reinkultur“ (32). Denn: „Sie bleiben Teil des Schulsystems“ (32). Ein Schulsystem, wo alle Kinder überhaupt irgendeine Schule, gleichviel ob Sonderschule oder Regelschule, besuchen können, ist folglich nach konservativer Lesart rundherum inklusiv. Das deutsche Schulsystem ist und war immer schon inklusiv, so haben es ja auch die ehemaligen Kultusminister Rau und Wöllner zu Protokoll gegeben. Wenn denn der Besuch irgendeiner Schule schon als inklusiv gelten kann, wie dürfen wir – zwecks begrifflicher Unterscheidung – dann eine Unterrichtung behinderter Kinder einerseits in Sonderschulen, andererseits in allgemeinen Schulen nennen? Die konservative Inklusionskritik hat den Inklusionsbegriff trivialisiert. Am Horizont sieht man wieder verstaubte Diskussionen heraufziehen, dass man zwischen Inklusion als Ziel und Inklusion als Weg unterscheiden müsse.

Deutschland hat, folgt man dieser Banalisierung von Inklusion, nicht nur ein inklusives Schulsystem, sondern darf sich darüber hinaus freuen, dass es hierzulande auch keine Inklusionsgegner mehr gibt. Auch die Befürworter von Sonderschulen verstehen sich keineswegs als Inklusionsgegner. Widerspruch und Kritik sollten nicht als Gegnerschaft von Inklusion interpretiert werden, dies sei eine Fehlwahrnehmung: „Diejenigen, die sich mehr als punktuell kritisch äußern, geraten leicht in den Verdacht, grundsätzlich gegen Inklusion zu sein“ (7). Es gibt damit in ganz Deutschland weder eine „Exklusion in Reinkultur“ noch auch wirkliche Inklusionsgegner in Reinkultur. Deutschland, so muss man Ahrbeck entnehmen, ist voll inklusiv.

Nein, Ahrbeck ist weiß Gott nicht gegen Inklusion. Er versteht sich selbst als ein moderater, unaufgeregter und vor allen Dingen unideologischer Inklusions skeptiker. Auf das Attribut „ideologiefrei“ legen die Konservativen besonderen Wert; Ideologen sind nur die anderen, die „Inklusionisten“. Die Garde der Inklusions skeptiker und –kritiker absolviert in ihren Beiträgen regelhaft das folgende Ritual: Zuerst wird standardmäßig die UN-Behindertenrechtskonvention „begrüßt“. Sodann wird eindringlich bekräftigt, wie wünschenswert doch weniger Diskriminierung und mehr Teilhabe der Menschen mit Behinderungen sind. Die Worte Separation oder Ausgrenzung werden dabei sorgsamst vermieden, so als gäbe es sie nicht. Wenn dieser standardmäßige Prolog bedient ist, dann ist der Weg frei für eine lange Aber- und Bedenken-Liste. Dieser ritualisierten Argumentation bedienen sich sowohl der Philologenverband, der Realschullehrerverband, der Rechtspopulist Walter Scheuerl, der moderate Kritiker Bernd Ahrbeck, konservative Zeitungen wie "Frankfurter Allgemeine" und "DIE WELT" und andere aus dem konservativen politischen Spektrum. Sie alle votieren ganz selbstverständlich für Inklusion, aber bitte sehr moderat und unaufgeregter. Das Glaubensbekenntnis der Konservativen basiert auf drei Grundsätzen: 1. Wir sind für Inklusion! 2. Wir halten am gegliederten Schulwesen fest! 3. Wir befürworten ohne

Einschränkungen den vollständigen Erhalt aller Sonderschulen! - Wenn die Konservativen beim dritten Glaubenssatz angekommen ist, haben sie den ersten schon wieder vergessen.

Weil es in ganz Deutschland weder „Exklusion in Reinkultur“ noch Inklusionsgegner gibt, bleibt eigentlich nur noch ein Restproblem: Die „hässlichen“ Begriffe“. Ahrbeck möchte gerne die Begriffe „Ausortieren, Aussondern und Selektieren“ (127) entsorgen. „Ausortieren, Aussondern und Selektieren sind zu Leitbegriffen erhoben worden, zu anstößigen Kategorien“ (137). Die Sonderschule ist für ihn dagegen ein „Ort der Geborgenheit“ (31). Nicht die Sonderschule als solche ist problematisch, sondern die Begrifflichkeiten, mit denen die Gesellschaft im Allgemeinen und die radikalen „Inklusionisten“ im Besonderen darüber reden. Da staunt man nicht schlecht: Für das Dekategorisierungsbegehren der Inklusionsbefürworter bringt der Autor keinerlei Verständnis auf, sondern fordert im Gegenzug einen Kategorisierungsverzicht für alles, was mit Separation und Aussonderung zu tun hat. Es ist derselbe Ahrbeck, der sich vehement gegen das Ansinnen der Dekategorisierung wendet, nun aber für die Verteidigung separierender Institutionen dann doch einen Verzicht auf Begriffe einfordert, weil diese diskriminieren. Ja, so ist es leider, Kategorisierungsbegriffe können diskriminierend sein – ein Sachverhalt, den Ahrbeck nicht begreifen will: „Was ist so unerträglich an einem besonders langsamen und wenig erfolgreich lernenden Kind, dass es sich verbietet, seine Schwierigkeiten kategorial zu benennen?“ (Ahrbeck 2011, 73). So wie die gängige Rede vom „dreigliedrigen“ Schulwesen regelhaft die Sonderschule als viertes Glied vergisst und verdrängt, so soll auch ein Verzicht auf das Vokabular der Exklusion die Realität der Exklusion ausblenden und vergessen machen. Die Realität von Exklusion und Separation soll sprachlich eskamottiert werden. Eigentlich wäre die Welt der Schule schon ganz in Ordnung, wenn die inklusiven Störenfriede doch nur auf diese hässlichen Vokabeln, die für die vergiftete Inklusionsdebatte verantwortlich sind, verzichten würden. Die Schuldigen der verminten Debatte sind selbstredend nur die radikalen „Inklusionisten“ und nicht die unideologischen Konservativen, die sich allerdings freimütig herausnehmen, ganz uncharmant von „Inklusionsfanatikern“ (Angerstein 2014) oder von „Opfern einer fanatischen Pädagogik“ (Winkel 2011) zu sprechen.

Das Ärgernis der Inklusionskritik von Ahrbeck & Co ist die hartnäckige Weigerung, in irgendeiner Weise konkret und konstruktiv zu werden. Die Inklusionskritik verweigert jeden guten Ratschlag, jede Hilfe, jeden praktischen Beitrag, jeden hilfreichen Beistand. Die Inklusionskritik begnügt sich schlichtweg mit Mauern, Mäkeln, Meckern und Mosern. Wie man es besser machen könnte oder sollte, kann man von den Konservativen jedenfalls nicht lernen. Das vorrangige und einzige Anliegen der Konservativen ist die Verteidigung der Sonderschule. "Rettet die Sonderschule!", so hat es der

Erziehungswissenschaftler Rainer Winkel formuliert. Die völkerrechtliche Verpflichtung zum Aufbau eines inklusiven Bildungssystems stößt bei den Konservativen rundherum auf taube Ohren. Ist die Verweigerung einer konstruktiven Mitarbeit, die ja auch durchaus kritisch sein darf, einfach ein Versäumnis oder schlichtweg aversive Bockbeinigkeit, weil der kritischen Garde einfach die ganze Richtung nicht passt? Die Konservativen sitzen da und schauen mit verschränkten Armen und missmutiger Miene dem ungeliebten Inklusionstreiben zu. All diejenigen aber, die die Ärmel für Inklusion hochkrepeln und mitanpacken, müssen diese demonstrative Distanz als wenig unterstützend, destruktiv und einfach ärgerlich empfinden. Die völkerrechtliche Verpflichtung zum Aufbau eines inklusiven Bildungssystems gilt aber für alle, auch für die Inklusionskritiker. Der Autor begnügt sich indes mit der pauschalen Empfehlung, in der Inklusionsreform komme es darauf an, „dass der größtmögliche Nutzen entsteht und ein potentieller Schaden gering gehalten wird“ (142). Hinter dieser Leerformel kann sich nun wirklich das ganze deutsche Volk scharen, die „Inklusionsgegner“ ebenso wie die „Inklusionsfanatiker“.

Die Message des Buches ist im Wortsinne konservativ: Eigentlich könnte alles so bleiben wie es ist. Aber nein, ein bisschen Inklusion sollte schon sein. Ein Rückgang der Separation von behinderten Schülern in Sonderschulen um 0,1 Prozent in fünf Jahren von 2008 bis 2013, so der Datenreport der Bertelsmann-Stiftung, das in etwa könnte auch das Reformtempo sein, auf das sich die Konservativen einlassen würden. Bis wir schließlich eine Inklusionsquote von mindestens 80 Prozent und eine Sonderschulquote von weniger als 1 Prozent erreicht haben, dauert es dann bei diesem Reformtempo über 200 Jahre. Wir erinnern uns an ein bekanntes Lied der Sängerin Nicole: „Ein bisschen Frieden“. Da mögen sich rund um uns herum die Völker bekriegen und abschlachten, ein bisschen Frieden ist allemal ausreichend. Ein bisschen Inklusion auch – meint Ahrbeck.

Literatur

Ahrbeck, Bernd (2014): Inklusion. Eine Kritik. Stuttgart: Kohlhammer

Angerstein, Klaus (2014): Bestimmt kein einfacher Weg. Kommentar. In: Fränkischer Tag, 28. 3. 2014

Winkel, Rainer (2011): Das neue Wunschbild: alles inklusiv. Rettet die Sonderschulen! In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr. 286, S. 8. Dezember 2011